

Catrin
Collier

Ein letzter Sommer



Weltbild

Ein Epos um eine große Liebe in den Wirren des Krieges. Ostpreußen während des Zweiten Weltkriegs: Charlotte von Datski muss das Gut ihrer Familie durch die Wirren des Krieges bringen. Als der Kriegsgefangene Alexander auf dem Gut auftaucht, entbrennt eine leidenschaftliche Liebe zwischen den beiden. Doch sie haben nur einen Sommer zusammen. Als die Rote Armee einmarschiert, muss Charlotte fliehen. Erst Jahrzehnte später holt die Vergangenheit sie ein. Sie stößt auf ein Buch, das die Geschichte ihrer Liebe zu Alexander erzählt. Und Charlotte macht sich auf die Suche nach den Spuren ihrer eigenen Geschichte.

Catrin Collier

Ein letzter Sommer

Roman

Aus dem Englischen von Karin Dufner

Weltbild

Die Autorin

Catrin Collier wurde in Pontypridd (Wales) geboren, wo sie auch aufwuchs. Seit 1994 ist sie als freie Schriftstellerin tätig. Einige der erfolgreichen Romane, die sie unter dem Pseudonym Katherine John veröffentlichte, liegen auch auf Deutsch vor. Ein letzter Sommer beruht auf der Geschichte ihrer eigenen Familie. Catrin Collier lebt mit ihrem Mann in Südwales.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel One last summer.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © by Catrin Collier

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2009 by Weltbild GmbH & Co. KG, Augsburg

Übersetzung: Karin Dufner

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-013-8

Für meine Großmutter Martha Gertrude Salewski, geborene Plewe, die in der Nazizeit Ehemann, Tochter, Mutter, Bruder, zwei Schwestern, Nichten, Neffen, Freunde, ihr Zuhause, ihre Heimat und ihre gesamte irdische Habe verloren hat. Dennoch hat sie überlebt und mich gelehrt, dass Geld eigentlich nichts wert sei, sodass ich besser jeden verdienten Penny sofort ausgeben solle, bevor die Russen kämen und mir alles wieder wegnähmen.

Ich fürchte mich nicht mehr vor den Russen, sondern liebe Land und Leute sogar, aber, liebe Omi, ich habe deine Lektion leider zu gut gelernt.

Ich widme dieses Buch auch meiner Urgroßmutter Amalia Plewe, geborene Mau, die mit ihrer Tochter Gretel, ihrer Enkelin Gisela und Zehntausenden weiterer ostpreußischer Zivilisten und deutscher Soldaten im Januar 1945 in Königsberg verschwand. Mögen sie in Frieden ruhen, wo immer sie auch sind.

Danksagung

Ich danke meiner Mutter Gerda Jones, geborene Salewski, die mir ihr Tagebuch und das meiner Großmutter überlassen hat. Das darin enthaltene Wissen habe ich nur ihr zu verdanken.

Außerdem danke ich Helen Rodzina und ihrer Familie in Olsztyn, dem ehemaligen Allenstein, für ihre warme und großzügige polnische Gastfreundschaft und dafür, dass meine Mutter und ich in ihrer Wohnung in dem Haus übernachten durften, das mein Großvater Albert Salewski, Architekt und Baumeister und außerdem früher Bürgermeister von Allenstein, für seine Familie im Jahr 1936 geplant und gebaut hat.

Ich danke meinem Agenten Philip Patterson dafür, dass er das Manuskript von Ein letzter Sommer ausgegraben hat, das schon seit zehn Jahren in meiner Schublade für unveröffentlichte Texte ruhte. Philip, du kannst gern weiter nachsehen – es gibt noch einige andere Schätze zu heben!

Ich bin der gesamten Mannschaft bei Orion zu Dank verpflichtet, insbesondere meiner Lektorin Yvette Goulden sowie Juliet Ewers und Susan Lamb, die das Manuskript in der Entstehungsphase gelesen haben und den Mut hatten, ein Buch über die »andere Seite« meiner Familie herauszubringen. Ich danke auch Rachel Leyshon für ihre hilfreichen Vorschläge und ihr sorgfältiges Korrekturlesen.

Zu guter Letzt möchte ich der polnischen Bevölkerung danken, die eine Reisende, die nicht nur ihr Land, sondern auch ihre eigene Vergangenheit besuchen wollte, freundlich willkommen geheißen hat. Ich danke euch allen.

Catrin Collier, November 2006

Anmerkung der Autorin

Ich habe die Namen von Grünwaldsee und Bergensee geändert. Beide Häuser gibt es tatsächlich – Bergensee ist inzwischen verfallen, wirkt aber trotzdem weiterhin beeindruckend und majestätisch; Grünwaldsee wurde liebevoll restauriert –, doch keines von ihnen befindet sich dort, wo ich es hingestellt habe.

Das Haus der Adolfs steht immer noch am beschriebenen Ort, und zwar in derselben Straße wie die aufgegebene Synagoge und der alte jüdische Friedhof, der laut Augenzeugenberichten in den frühen Siebzigern vom polnischen kommunistischen Regime aufgelassen wurde. Einige Wagenladungen voller Wertgegenstände, die die Juden während des Krieges vor ihrer Deportation in Konzentrationslager dort versteckt hatten, wurden zur Seite geschafft. Man öffnete die Särgе, um den Leichen Edelmetalle und Schmuck abzunehmen. Selbst die Gebeine und die Särgе wurden beseitigt. Heute ist das Gelände ein karstiges Stück Brachland in einer Straße, die von Wohnblocks aus der Nachkriegszeit und einem Flohmarkt geprägt wird.

Die wahre Anzahl der Toten im Anschluss an die Stauffenberg-Verschwörung, die das Ziel hatte, ein Attentat auf Hitler zu verüben, wird vermutlich nie ans Licht kommen. Die beteiligten Offiziere waren entweder Zeugen der Grausamkeiten gegen die osteuropäische Zivilbevölkerung durch Wehrmachtssoldaten aller Waffengattungen geworden oder hatten Berichte aus erster Hand gehört. Deshalb hielten sie es für ihre Pflicht, ihren Treueeid gegenüber Hitler zu brechen, so wie Hitler den seinen gegenüber dem deutschen Volk gebrochen hatte. Sie hatten vor, einen Frieden auszuhandeln.

Vor dem gescheiterten Attentat setzten sich die Verschwörer in der Hoffnung, das Ende des Krieges herbeiführen zu können, mit den Alliierten in Verbindung. Nach dem Attentat sendete die BBC Listen mit den Namen der Verschwörer – ein Glück für Hitler, da die Nazis nicht alle von ihnen kannten. Der versuchte Anschlag wurde als Vorwand dafür verwendet, sämtliche Gegner Hitlers zu verhaften. Mehr als siebentausend Personen wurden festgenommen. Bis April 1945 waren fünftausend von ihnen hingerichtet worden. Zwischen dem 20. Juli und

dem 21. Dezember 1944 verurteilte der berüchtigte Volksgerichtshof unter Roland Freisler über zweihundert Offiziere der Armee zum Tode. Ursprünglich beabsichtigte Hitler, Schauprozesse nach dem Vorbild der sowjetischen Gerichtsverfahren der Dreißigerjahre durchzuführen, die vom Radio und der Wochenschau übertragen werden sollten. Später jedoch änderte er seine Meinung und verbot am 17. August 1944 sämtliche Berichterstattung über die Prozesse. Ab diesem Tag wurden nicht einmal mehr die Hinrichtungen angekündigt.

Oberst Claus Schenk von Stauffenberg, sein Adjutant Oberleutnant Werner von Haeften, General der Infanterie Friedrich Olbricht und Oberst Albrecht Ritter Mertz von Quirnheim wurden noch in der Nacht des 20. Juli 1944 im Hof des Bendlerblocks von einem Erschießungskommando hingerichtet. Andere hatten weniger Glück. Zivilisten starben nach ihrem Prozess unter dem Fallbeil.

Militärangehörige wurden entkleidet, an Stahlkabeln aufgehängt, langsam erdrosselt und anschließend abgenommen und wiederbelebt. Diesen Vorgang wiederholte man in einigen Fällen mehrere Male, bis der Betreffende endlich tot war. Die Folterszenen wurden auf persönlichen Befehl Hitlers gefilmt. Die Filme führte man in Hitlers Hauptquartier den Mitarbeitern vor.

Tausende von Angehörigen der Verschwörer, insbesondere Frauen und alte Leute, wurden voneinander und von ihren Kindern getrennt in Gefängnissen und den »Prominentenblocks« der Konzentrationslager interniert. Die Kinder der Verschwörer verschleppte man in staatliche Lager und Waisenhäuser, wo sie ihre Familien und ihre Herkunft vergessen sollten. Nicht alle, aber die meisten – auch Claus von Stauffenbergs Frau Nina und seine fünf Kinder – überlebten den Krieg.

Erich Koch, Gauleiter von Ostpreußen, der darauf beharrte, dass sein Gebiet nicht den Russen in die Hände fallen werde, befahl der Zivilbevölkerung, in ihren Städten und Dörfern zu bleiben. Unter seiner persönlichen Aufsicht wurden im Dezember 1945 zwei Güterwaggons mit seinen Besitztümern beladen und nach Hause ins Reich geschickt. Er selbst flog nach Libau, wo zwei Eisbrecher darauf warteten, ihn und seine Mitarbeiter zu evakuieren. Obwohl an Bord beider Schiffe genug Platz war, weigerte er sich, Flüchtlinge mitzunehmen. Er vertauschte die

Offiziersuniform mit einer feldgrauen und konnte zunächst einer Gefangennahme entgehen, bis er 1949 von den Briten verhaftet wurde. Da er in der Ukraine und in Polen großen Schaden angerichtet hatte, wurde er an die polnischen Behörden ausgeliefert. Die Sowjets, die glaubten, Koch wisse etwas über den Verbleib des Bernsteinzimmers, dessen Inventar die Nazis aus dem Palast in Zarskoje Selo unweit von Leningrad geraubt hatten, ersuchten um seine Auslieferung. Doch die Polen weigerten sich. Falls Koch tatsächlich über das Bernsteinzimmer im Bilde war, gab er die Information jedenfalls niemals preis. Er wurde im Jahr 1958 in Warschau vor Gericht gestellt und des Mordes an 400.000 Polen für schuldig befunden (über seine Verbrechen in der Ukraine wurde nicht verhandelt). Am 9. März 1959 verurteilte man ihn zum Tode. Später wurde das Urteil in eine lebenslängliche Gefängnisstrafe umgewandelt. Einige glauben, er habe sein Leben damit erkaufte, dass er die Verstecke der von den Nazis geraubten Kunstwerke verriet. Erich Koch starb am 12. November 1986 im Gefängnis von Barczewo in der Nähe von Olsztyn (früher Allenstein) im Herzen des alten Ostpreußen.

Im Gemetzel des Zweiten Weltkriegs mussten Schätzungen zufolge zwischen vierzig und fünfzig Millionen Menschen ihr Leben lassen. Elf Millionen davon kamen in Konzentrationslagern um. Mehr als die Hälfte von ihnen starb nach Oberst von Stauffenbergs gescheitertem Anschlag auf Hitler am 20. Juli 1944.

Über fünf Millionen russische Soldaten gerieten in deutsche Gefangenschaft. Eine Million und fünfzigtausend überlebten den Krieg, nur um anschließend unter Stalin hingerichtet zu werden oder für mindestens zehn Jahre in einem sibirischen Gulag zu verschwinden.

Achtzehn Prozent der polnischen Bevölkerung, also mehr als sechs Millionen Polen, wurden im Zweiten Weltkrieg entweder von den einmarschierenden Deutschen oder von den Russen getötet.

Während der russischen Invasion in Ostpreußen starben zwischen zwei und drei Millionen Zivilisten. Wer nicht abgeschlachtet wurde, erlag auf der Flucht Hunger, Kälte und Erfrierungen. (Man hatte den russischen Soldaten gesagt, Ostpreußen sei die Wiege des Faschismus, weshalb sie so grausam unter der Zivilbevölkerung wüteten wie die deutschen Todeskommandos es in Russland getan hatten.)

Die Schätzungen, wie viele deutsche Soldaten, die sich den Amerikanern ergaben, in amerikanischen Kriegsgefangenenlagern ums Leben kamen, gehen sehr auseinander. Kürzlich veröffentlichte Dokumente sprechen von zwischen ein- und zweihunderttausend, von denen manche erst vierzehn Jahre alt waren.

Die Lager waren identisch mit denen, die die Deutschen für russische Kriegsgefangene eingerichtet hatten: offene Felder ohne Wasserversorgung oder Latrinen. Außerdem teilten die Amerikaner Rationen an die Gefangenen aus, die nach heutigem Kenntnisstand zu klein waren, um einen Menschen am Leben zu erhalten.

Einige Historiker sind zwiespalten, ob die Gräueltaten im ostpreußischen Nemmersdorf wirklich von den einmarschierenden Russen begangen wurden, als Vergeltung für die Verheerung, die die Deutschen in Russland angerichtet hatten. Manche glauben, dass es die SS selbst war, um die Ostpreußen damit aufzustacheln, ihren Heimatboden bis auf den letzten Zentimeter zu verteidigen.

Ich habe Ein letzter Sommer geschrieben, um den Statistiken ein Gesicht zu geben. Selbst nachdem ich die Denkmäler in Polen gesehen habe, kann ich es selbst kaum fassen.

Ich stütze mich auf Archivmaterial sowie auf private Dokumente aus meiner Familie, insbesondere die Tagebücher meiner Großmutter und meiner Mutter, die zwischen 1936 und 1948 entstanden sind.

Alle in Ein letzter Sommer geschilderten Ereignisse und Kriegserlebnisse haben sich tatsächlich zugetragen. Charlotte von Datski und ihre Familie sind typische Vertreter des ostpreußischen Landadels dieser Zeit. Doch abgesehen von bekannten historischen Persönlichkeiten sind alle Romanfiguren frei erfunden.

Die Idee zu Ein letzter Sommer kam mir im Jahr 1995, als ich meine Mutter zu dem Haus begleitete, aus dem ihre Familie 1945 geflohen war. Die polnische Familie Rodzina, die heute einen Teil des Hauses bewohnt (nachdem es einem russischen Kommandanten einige Jahre lang als Hauptquartier gedient hatte, wurde es in Wohnungen aufgeteilt), begrüßte uns wie alte Freunde. Sie erlaubten meiner Mutter und mir nicht nur, in dem Traumhaus zu übernachten, das mein Großvater für seine Familie gebaut hatte, sondern überließen uns sogar das ehemalige

Zimmer meiner Mutter.

Ich saß da und hörte zu, während die Rodzinas und meine Mutter Kriegserinnerungen austauschten. Der Bauernhof, den die Familie seit Generationen bewirtschaftet hatte, wurde ihnen nach dem Krieg von den Russen weggenommen und einer vertriebenen russischen Familie übergeben. Sie selbst erhielten Anweisung, nach Norden zu ziehen, sich ein leeres Haus oder einen Bauernhof zu suchen und ihn zu besetzen, was sie auch taten.

Im Jahr 1947 tilgten die Alliierten den schon dreihundert Jahre vor Christi Geburt existierenden Namen Preußen von der europäischen Landkarte.

Mit der Ausnahme von Ostpreußen wurden die preußischen Ländereien unter den vier Besatzermächten aufgeteilt: Frankreich, Großbritannien, den USA und der Sowjetunion.

Der Großteil von Ostpreußen fiel an Polen, mit Ausnahme des Nordostens, der an die Sowjetunion angegliedert wurde. Die Hauptstadt Königsberg wurde in Kaliningrad umbenannt, nach Michail Kalinin, dem Vorsitzenden des Obersten Sowjets. Aus der ganzen Sowjetunion, insbesondere aus Sibirien, zogen Russen in das Gebiet.

Am 11. Februar 1945, bei der Konferenz von Jalta, beschlossen Churchill, Roosevelt und Stalin, dass Zwangsarbeit eine angemessene Reparationsleistung der Deutschen darstelle, eine Entscheidung, von der alle Siegermächte profitierten.

Stalin ordnete die Deportation der verbliebenen Männer und Frauen deutscher Herkunft aus Rumänien, Jugoslawien, Ungarn, Ostpreußen, Pommern und Schlesien in die Sowjetunion an, wo sie Sklavenarbeit leisten mussten.

Die letzten fünfundzwanzigtausend Menschen wurden zwischen 1947 und 1948 abtransportiert.

Von der einen Million Deutscher, die in den Gefangenenlagern der sowjetischen Ostprovinzen landeten, überlebten nur fünfundfünfzig Prozent.

Sobald Ostpreußen ethnisch gesäubert und die deutsche einheimische Bevölkerung vertrieben war, änderte man die deutschen Städtenamen in russische oder polnische.

Als Tochter und Enkelin von Flüchtlingen wurde mir schon während meiner Kindheit klar, dass meine Mutter und meine Großmutter den Verlust nie verwunden hatten, so sehr sie sich auch bemühten, sich in ihr neues Leben in der Nachkriegszeit einzugewöhnen.

Der Schmerz, aus ihrer geliebten Heimat vertrieben worden zu sein, wo unsere Familie seit Jahrhunderten gelebt und gearbeitet hatte, wollte sich einfach nicht legen.

Im Zug auf der Fahrt nach Westen, von Moskau nach Ostpreußen

Samstag, 19. August 1939

Heute ist mein achtzehnter Geburtstag. Jetzt kann mich niemand mehr als Kind bezeichnen oder behaupten, ich sei noch zu jung, um Bälle und Feste zu besuchen. Damit ist jetzt endgültig Schluss! Mama war achtzehn, als sie Papa geheiratet hat, aber sie wollte ja, anders als ich, auch keinen Beruf ergreifen. Ich frage mich, warum Greta keine Berufsausbildung gemacht hat, anstatt BDM-Führerin zu werden. Sie tut nichts anderes als Zusammenkünfte für kleine Mädchen zu veranstalten und ihnen Nähen und Kochen beizubringen – was nicht heißen soll, dass sie eine besonders gute Köchin oder Schneiderin wäre.

Jetzt kriegt sie ganz sicher keinen mehr ab. In diesem Jahr wird sie nämlich siebenundzwanzig, und sie ist schon eine richtige alte Jungfer. Bestimmt wird es ihr gar nicht gefallen, einer Schwester Platz machen zu müssen, die genauso ein Recht auf die Aufmerksamkeiten junger Männer hat wie sie selbst.

Herr Schumacher hat heute Morgen um sechs das gesamte Orchester zusammengerufen, um mir ein Geburtstagsständchen zu bringen. Zwanzig Minuten lang haben sie den Gang vor unserem Abteil blockiert, sodass kein Mensch zur Toilette oder in den Speisewagen konnte, aber das schien niemanden zu stören, nicht einmal die Schaffner. Anschließend haben mir alle gratuliert und mir etwas geschenkt. Von Manfred und Georg – die dummen Jungen – habe ich Rosen und Pralinen bekommen. Und zu Hause warten noch die wichtigen Geschenke auf mich. Ich freue mich ja so auf meinen Geburtstagstisch, der neben dem von Wilhelm und Paul in der Halle steht.

Hildegard und Nina haben mir ein wunderschönes Buch geschenkt, und Irene einen silbernen Füllfederhalter mit eingravierten Rosen. Ich habe beschlossen, das Buch als Tagebuch zu benutzen. Als Greta herausgefunden hat, dass ich letztes Jahr damit angefangen habe, meinte sie, nur wirklich wichtige Leute führten ein Tagebuch.

Tja, ich finde mich wichtig, und eines Tages werde ich sicher

berühmt.

Herr Schumacher sagt, ich bin das begabteste Mitglied, nicht nur des Musikkorps der Allensteiner Hitlerjugend, sondern aller Jugendorchester, mit denen er je gearbeitet hat. Er hat darauf bestanden, dass ich am Ende jedes Konzerts ein Klaviersolo spiele und den ersten Geiger der Komsomolzen begleite.

Inzwischen steht meine Entscheidung fest. Nach dem Studium werde ich als Konzertpianistin Weltkarriere machen.

Der Zug ruckelt so, dass meine Schrift ganz verwackelt aussieht. Hildegard, Irene, Nina und ich schlafen in einem Abteil. Nach dem Geburtstagsständchen heute Morgen klappte der Schlafwagenschaffner die Betten weg, und alle drängten sich hinein. Sie blieben über eine Stunde, sogar die Jungens. Verglichen mit meinen Brüdern sind sie ja so kindisch. Wilhelm und Paul hätten Herrn Schumacher niemals Geigenwachs in den Tee geschüttet oder wären beim Essen im Speisewagen unter den Tisch gekrochen, um ihm Honig auf die Schuhe zu schmieren.

Wie Papa immer sagt, war es ein guter Einfall von Mama, mich ihm am Geburtstag der Zwillinge zu schenken. Jetzt werden sie am selben Tag einundzwanzig, an dem ich achtzehn werde. Wie werden wir heute Abend feiern! Und danach haben wir noch den ganzen Sommer vor uns. Ich freue mich riesig darauf, im Oktober mit Wilhelm und Paul nach Königsberg zu fahren.

Ich hatte großes Glück, einen Platz am Konservatorium zu ergattern, insbesondere deshalb, weil der Mädchenanteil an höheren Bildungsanstalten auf zehn Prozent gesenkt worden ist.

Mir ist es egal, was die anderen davon halten. Ich finde es ungerecht. Ganz bestimmt steckt nicht unser Führer selbst dahinter, sondern einer seiner Minister. Wahrscheinlich ahnt der Führer gar nichts davon.

Die arme Irene hat es nicht nach Königsberg oder an ein anderes Konservatorium geschafft und wird deshalb im Büro ihres Vaters arbeiten müssen. Mir graut schon davor, sie in Allenstein zurücklassen zu müssen. Schließlich sind wir, seit ich denken kann, eng befreundet. So wie unsere Väter auch. Nicht auszudenken, wie es sein wird, sie nur noch in den Ferien zu sehen.

Obwohl die Zwillinge schon im dritten Jahr studieren und ich erst Anfängerin bin, haben sie versprochen, mich allen ihren Freunden vorzustellen. Paul sagt, das Konservatorium sei ganz in der Nähe der Universität. Hoffentlich hat Papa eine gemeinsame Bude für uns aufgetrieben. Wir werden gewiss viel Spaß haben, weil Greta uns dann nicht mehr in die Suppe spucken kann.

Gestern in aller Früh sind wir aus Moskau abgereist. Allmählich glaube ich fast, dass wir nie in Allenstein ankommen werden.

Nina unkt, das hier sei sicher die Hölle, und wir seien dazu verurteilt, bis in alle Ewigkeit in diesem engen Zug durch die Landschaft zu kurven wie die verfluchten Seelen. (Nina hatte schon immer einen schwarzen Humor. Und dass ihr die Fahrerei so auf die Nerven fällt, liegt sicher daran, dass ihr Vater Lokführer ist.)

Irene hat mich in den letzten zehn Minuten dreimal gefragt, ob Wilhelm mich vom Bahnhof abholen wird. Ich wünschte, sie würde meinen Bruder nicht bei jeder Begegnung anglotzen wie ein Mondkalb. Es ist wirklich ein entsetzlich peinlicher Anblick.

Bei Morgengrauen haben wir die Grenze überquert. Nach einem ganzen Monat Abwesenheit war ich froh, wieder im guten alten Ostpreußen zu sein, obwohl es noch sehr früh war. Ich habe erst bemerkt, wie sehr mir die Wälder und Seen gefehlt haben, als wir sie durch die Fenster sahen. Alles – die Menschen, die Bauweise, die Straßen in den Städten und Dörfern – wirkt so viel ordentlicher und wohlhabender als in Russland.

Es tat mir leid, mich von Mascha verabschieden zu müssen, denn ich habe mich während der letzten Woche unserer Konzertreise bei den Belezkis in ihrer Moskauer Wohnung wohlfühlt. Von den anderen kam niemand auch nur halb so gut mit seiner russischen Gastfamilie zurecht. Aber ich glaube, Herr Schumacher hat die netteste Familie für mich ausgesucht. Mascha und ihr Bruder Alexander, der weißblonde Haare und blaue Augen hat, für einen Russen sehr gut aussieht und außerdem ein begnadeter Musiker ist, haben mich zum Bahnhof begleitet, um sich zu verabschieden. Sie haben mir eine Bernsteinkette geschenkt. Sie besteht aus riesigen, polierten Stücken, von denen manche Insekteneinschlüsse haben. Die Kette ist länger und schöner als

jede, die Greta besitzt.

Ich habe versprochen, sie zu hüten wie meinen Augapfel und immer an die beiden zu denken, wenn ich sie trage. Greta wird gelb werden vor Neid. Ob sie wohl in Allenstein am Bahnhof ist? Hoffentlich nicht. Aber ich rechne damit, dass Wilhelm und Paul mich abholen. Wenn ich Glück habe, bringen sie vielleicht einen (hoffentlich einen ganz bestimmten) ihrer Freunde mit.

Ich fühle mich, als wäre ich eine Ewigkeit weg gewesen, und kann es kaum erwarten, unser liebes, gutes Haus wiederzusehen und Papa, Mama und die Zwillinge zu umarmen ...

»Der Doktor hat jetzt Zeit für Sie, Ms Datski.«

»Danke.« Charlotte lächelte die Sprechstundenhilfe an und klappte das Tagebuch zu. Die einst sauberen und strahlend weißen Seiten waren im Laufe der Jahre brüchig geworden. Vorsichtig wickelte sie das Buch in ein seidenes Tuch und nahm Schal und Handtasche von dem Stuhl neben sich. Eigentlich war es ja albern, ein Tagebuch, das sie seit Jahren nicht aufgeschlagen hatte, ins Wartezimmer eines Arztes mitzuschleppen. Außerdem war es seltsam, wie lebhaft ihr nach dem Lesen dieser wenigen Worte alles wieder vor Augen stand: das Rattern des Zuges, der rußige Qualm aus dem Schornstein, der an ihrem Fenster vorbeiwachte, der Geruch nach Kohl und Sauce, der aus dem Speisewagen über den Gang zog, die Gesichter ihrer Freundinnen, blitzblank geschrubbt, strahlend und frei von schmerzlichen Erfahrungen.

Und sie selbst, so entsetzlich naiv, romantisch und erfüllt von der Selbstgerechtigkeit der Jugend. Was war heute, da sie eine alte Frau war, noch von dem jungen Mädchen übrig geblieben?

»Wie geht es dir, Charlotte?« Dr. David Andrews stand auf und umrundete seinen Schreibtisch, um sie zu begrüßen.

»Eigentlich bin ich hier, damit du mir diese Frage beantwortest, David.«

»Nun, jedenfalls bist du so elegant und schön wie immer.«

»In meinem Alter ist man nicht mehr schön. Und wenn du mich als elegant bezeichnest, komme ich mir vor wie ein teuer eingerichtetes

Wohnzimmer.«

Nachdem er ihr die Hand geschüttelt hatte, nahm er wieder Platz und betrachtete das Bild hinter ihr an der Wand, um ihrem Blick auszuweichen. Es war von dem Innenarchitekten aus New York ausgewählt worden, der vor einem Jahr die gesamte Praxis umgestaltet hatte. Doch nun nahm er die langweilige, in Pastelltönen gehaltene impressionistische Szene, die verschwommen im Sand spielende Kinder zeigte, zum ersten Mal wirklich wahr und kam zu dem Schluss, dass ihm das Bild nicht gefiel.

»Also, David?«, forderte sie ihn auf.

Noch während er sich räusperte und zu sprechen begann, war ihm klar, dass sein Tonfall kühler und geschäftsmäßiger klang als beabsichtigt. »Ich würde dir empfehlen, eine zweite Meinung einzuholen. Ich kenne da einen fähigen Kollegen in Boston und einen anderen in New York und könnte einen Termin in einer der beiden Städte für dich vereinbaren. Da könntest ihn ja mit einem Einkaufsbummel oder einem Museumsbesuch verbinden.«

»Und deine fähigen Kollegen hätten weniger Probleme damit, mir das mitzuteilen, wozu du offenbar nicht in der Lage bist?«

Er zwang sich, ihr in die Augen zu blicken. Sie waren strahlend blau und verstörend klar. Mit einem hysterischen Anfall wäre er besser zurechtgekommen. Dagegen konnte man schließlich Beruhigungsmittel verordnen.

»Wie viel Zeit bleibt mir noch?«

»Die meisten wollen wissen, was sich machen lässt.«

»Ich bin aber nicht wie die meisten, David.«

»Das warst du noch nie.« Eine über achtzigjährige Frau hatte einfach nicht das Recht, auszusehen wie Charlotte Datski. Und dabei gab sie sich nicht einmal Mühe, jünger zu wirken. Ihr Haar war naturweiß, ohne eine Spur von Farbe oder bläulicher Tönung. Ihre faltige Haut war nie mit dem Skalpell eines Schönheitschirurgen in Berührung gekommen. Und das hatte sie auch gar nicht nötig. Ihre Schönheit rührte von einem geheimnisvollen inneren Leuchten her, das aus ihren faszinierenden Augen strahlte. Ihre Figur – hochgewachsen, schlank und kerzengerade – hatte sich die Gelenkigkeit der Jugend bewahrt. Zu

ihren langen, fließenden Gewändern trug sie Bernsteinketten und bunte Schals, die an jeder anderen Frau überkandidelt gewirkt hätten, ihr aber ausgezeichnet standen.

Als sein Vater sie vor dreißig Jahren einander vorgestellt hatte, hatte er sofort gewusst, dass Charlotte Künstlerin war. Etwas anderes kam einfach nicht infrage. Und obwohl sie so alt war wie seine Mutter, hatte er sich – wie sein Vater und die Hälfte der Männer in ihrem Bekanntenkreis – ein wenig in sie verliebt. Allerdings hatte Charlotte im Gegensatz zu den meisten Witwen Freude am Alleinleben und der Unabhängigkeit, die sie dadurch genoss. Es waren zwar Gerüchte über ihre Affären im Umlauf, doch es blieben eben immer nur Gerüchte. Falls Charlotte je einen Liebhaber gehabt hatte, war sie dabei diskret zu Werk gegangen. Keiner der Männer, die sie kannten, verlor je ein Wort über eine Beziehung, sie sei nun erotischer oder anderer Natur.

»Die Wahrheit, David.« Sie betastete die Perlenkette an ihrem Hals, ohne dass die Geste nervös gewirkt hätte.

»Es könnte Bauchspeicheldrüsenkrebs sein«, begann er zögernd, »doch wie ich schon sagte, solltest du eine zweite Meinung einholen.«

»Meinst du, du könntest dich geirrt haben?«

»Kein Arzt ist in der Lage, eine hundertprozentige Diagnose zu stellen, insbesondere in so einem Fall«, druckste er herum.

»David, du bist ein Genie und kommst aus einer Familie angesehener Wissenschaftler. Ich vertraue dir.«

»Der Befund ist allerdings sehr unklar. Von einem Tumor ist nichts zu sehen, was heißt, dass wir es mit einer invasiven Form zu tun haben. Einfach ausgedrückt, hat sich der Krebs wie ein Spinnennetz aus Zellen im gesamten Organ ausgebreitet. Eine Operation kommt nicht infrage, was nicht bedeutet, dass wir die Sache nicht behandeln können. Die ersten Untersuchungen zeigen, dass der Krebs nur langsam wächst und dass eine Chemotherapie ...«

»Werde ich große Schmerzen haben?«, fiel sie ihm ins Wort.

»Meiner Erfahrung mit anderen Patienten mit ähnlichem Krankheitsbild nach nicht. Es könnte sein, dass du abnimmst.«

»Das kann nicht schaden«, erwiderte sie spöttisch. »Wie viel Zeit bleibt mir noch?«, wiederholte sie dann.

»Ich verabscheue diese Frage. Vor zwanzig Jahren habe ich einer Schwester in diesem Krankenhaus gesagt, sie hätte noch sechs Monate. Jedes Mal, wenn ich sie sehe, laufe ich rot an.« Ihr Schweigen verriet ihm, dass seine Bemerkung gönnerhaft und nicht sehr komisch gewesen war. »Wenn die Behandlung wirkt, noch einige Jahre.«

»Und wenn nicht?«

»Sie wird wirken, Charlotte.«

»Und wenn nicht?«, beharrte sie.

»Schwer zu sagen. Sechs Monate, vielleicht ein Jahr. Aber ich werde dafür sorgen, dass du noch diese Woche aufgenommen wirst. Dann fangen wir sofort mit den Spritzen an. Es wird nicht angenehm werden, doch ...«

»Morgen habe ich keine Zeit.«

»Ich verstehe. Eine solche Diagnose ist immer ein Schock. Außerdem musst du sicher einiges organisieren.« Er blätterte seinen Terminkalender durch. »Was hältst du von Donnerstagvormittag?«

»Nein.«

»Charlotte, es gibt nichts, was wichtiger ist als diese Behandlung. Wir sprechen hier von deinem Leben.«

»Ich muss nach Hause.«

»Du wohnst nur siebeneinhalb Kilometer von hier entfernt«, seufzte er.

»Ich bin in Osteuropa geboren.«

»Als dein Arzt muss ich dir dringend vom Reisen abraten, ehe die Behandlung nicht abgeschlossen ist.«

»Vielleicht habe ich es ohnehin schon zu lange vor mir hergeschoben.«

»Anscheinend begreifst du es nicht. Du könntest sterben.«

»Das blüht uns allen einmal, David.« Sie lächelte. »Ich weiß, dass du mich schätzt und dass du es nur gut meinst. Aber ich werde nicht zum ersten Mal mit dem Tod konfrontiert, eine Erfahrung, die einem seltsamerweise die Angst vor dem Unvermeidlichen nimmt.«

»Soll das heißen, dass du sterben willst?« Er zwang sich, ihr in die Augen zu sehen.

»Weit gefehlt. Ich liebe das Leben. Jeden wundervollen, bunten

Moment. Doch ich bin zu der Erkenntnis gekommen, dass es Schlimmeres gibt als das Ende. Entwürdigende Schmerzen zum Beispiel und den Verlust der Unabhängigkeit. Ich war dabei, als mein Mann an Krebs starb. Verzeih mir die zynische Bemerkung, aber ich hatte den Eindruck, dass er mehr unter der Behandlung durch wohlmeinende Ärzte gelitten hat als unter der Krankheit selbst. Wenn er noch eine Pistole gehabt hätte, hätte er sich schon Monate, bevor sie ihn haben ins Koma fallen lassen, erschossen.«

In all den Jahren, die David sie nun schon kannte, erwähnte sie zum ersten Mal ihren verstorbenen Mann. Obwohl sie bereits seit Jahrzehnten in den Vereinigten Staaten lebte, kannte er niemanden, der ihm je begegnet war. »In den letzten dreißig Jahren hat die Medizin große Fortschritte gemacht«, wandte er ein.

»Daran zweifle ich nicht.«

»Du kannst nicht von mir erwarten, dass ich tatenlos zusehe«, flehte er.

»In meinem Alter ist Lebensqualität wichtiger als Lebensdauer.«

»Du könntest beides haben.«

»Kannst du mir das garantieren?«

»Kein Arzt kann irgendetwas garantieren«, erwiderte er verlegen, »doch ich glaube, dass du eine höhere Überlebenschance hast als die meisten. Du warst bis jetzt kerngesund. Du achtest auf dich, und bei der letzten Vorsorgeuntersuchung wurde der Krebs noch nicht festgestellt. Also haben wir ihn sicher früh genug diagnostiziert. Das sind keine ungünstigen Voraussetzungen.«

»Werde ich mich verändern, wenn ich die Chemotherapie ablehne?«

»Du wirst schneller ermüden und mehr schlafen.«

»Ich hätte keine Schmerzen?«

David knirschte mit den Zähnen, da er ihr eigentlich keinen weiteren Vorwand liefern wollte, sich nicht behandeln zu lassen. »Nichts, was sich nicht mit ein paar Schmerztabletten in den Griff bekommen ließe«, entgegnete er widerstrebend.

»Dann kaufe ich mir welche. Danke, dass du dir Zeit für mich genommen hast und offen zu mir warst.« Sie griff nach ihrem Schal.

»Mein Vater würde dich gerne sehen.« Er folgte ihr zur Tür. »Komm

doch heute zu uns zum Abendessen.«

»Damit dein Vater in den Chor einstimmen kann, der mich überreden soll? Nein, danke, David.« Sie gaben sich die Hand. »Es heißt, das Leben sei kurz. Mir hingegen erscheint es sehr lang. Zu lang, wenn ich an all die Menschen denke, die ich geliebt und verloren habe. Ich weiß dein Verständnis zu schätzen. Mit ein bisschen Übung wirst du zusätzlich zu all deinen anderen Fähigkeiten auch noch Anteilnahme lernen. Schick deine Rechnung an meinen Anwalt.«

»Kann ich wirklich nichts tun, um dich von einer Behandlung zu überzeugen?«

»Überhaupt nichts. Und da ich bekanntermaßen eine starrsinnige und ganz unmögliche alte Frau bin, brauchst du auch kein schlechtes Gewissen zu haben. Ich reise nach Europa, sobald ich einen Flug bekomme. Das habe ich schon seit Jahren vor, und du hast mir gerade einen Grund gegeben, nicht länger damit zu warten. Du wirst mich doch nicht etwa bei meinem Enkel oder irgendjemand anderem verpetzen?«

»Wie du sicher weißt, ist mir das ohne dein Einverständnis leider verboten. Werden wir dich wiedersehen?« Es klang eher wie eine Bitte als wie eine Frage.

Sie antwortete nicht, sondern hauchte ihm nur einen Kuss auf die Wange. »Der ist für deinen Vater«, murmelte sie.

David stand am Fenster und blickte ihr nach, als sie das Gebäude verließ. Ihr langer schwarzer Rock und die in herbstlichen Farben gehaltenen Schals wehten im Wind.

»Dr. Andrews?«

Er drehte sich um und sah seine Sprechstundenhilfe hinter sich stehen.

»Soll ich in Boston oder in New York einen Termin für Ms Datski vereinbaren?«

»Nein«, erwiderte er barsch.

»Dann rufe ich in der Aufnahme an, ob ein Bett frei ist.«

»Nein.«

»Aber ...«

»Schicken Sie den nächsten Patienten rein.«

»Und was ist mit Ms Datski?«

»Heben Sie ihre Akte auf und hoffen Sie, dass wir sie noch einmal brauchen.«

Auf der Heimfahrt hielt Charlotte sich zum ersten Mal seit Jahren an die Geschwindigkeitsbegrenzung. Als ihr klar wurde, wie absurd das war, lachte sie laut auf. Nach der Diagnose, die David ihr soeben mitgeteilt hatte, hätte sie die kurze Zeit, die ihr noch blieb, eigentlich im Geschwindigkeitsrausch verbringen müssen. Doch stattdessen kroch sie im Schneckentempo auf der rechten Spur dahin. Allerdings würde sie zum ersten Mal seit sechzig Jahren ihre Heimat besuchen, weshalb es ihr plötzlich sehr wichtig war, auch heil dort anzukommen.

Sie stoppte den Wagen am Ende der Zufahrt, die sich durch den Wald zu ihrem Holzhaus im neuenglischen Stil schlängelte. Die Blätter der Bäume, die sie nach dem Kauf des Hauses vor sechsunddreißig Jahren gepflanzt hatten, verwandelten sich rings um die Wurzeln in Mulch. Jedes Frühjahr breitete sich ein bunter Teppich aus Osterglocken, Krokussen und Glockenblumen am Ufer des Sees aus. Wenn sie verwelkten, war der Sommer da.

Charlotte öffnete das Wagenfenster, um den Briefkasten zu leeren, und nahm sich Zeit, um den Duft des Nadelwaldes und des Sees hinter dem Haus einzusatmen. Bildete sie es sich nur ein, oder konnte sie die letzten Kirsch- und Apfelblüten riechen?

Es waren Düfte, die ihr ein Land ins Gedächtnis riefen, das es nicht mehr gab. Allerdings war allem, was sie gebaut und gepflanzt hatte, dieses Schicksal beschieden gewesen. Es war zu einem kurzen Aufblitzen geworden, nicht greifbarer als ein Spiegelbild auf der Wasserfläche eines Teichs – so wie ihr geliebtes Zuhause, aus dem man sie vor sechzig Jahren vertrieben hatte.

Sie schob die Erinnerungen beiseite, nahm ihre Post und fuhr die ungeteerte Straße zu ihrem Haus hinauf. Nachdem sie den Wagen auf der mit Kies bestreuten Einfahrt geparkt hatte, schloss sie auf, ging in die Küche und füllte den Wasserkessel. Dann jedoch überlegte sie es sich anders. Im Kühlschrank stand noch eine Flasche Wein, die sie zusammen mit ihren Briefen nach oben in ihr Atelier nahm.

Es war ihr liebster Raum im Haus, der sich über die ganze erste Etage erstreckte. Einen Drittel des Platzes nahm die Terrasse ein, ein weiteres Drittel war verglast wie ein Wintergarten, und an die Wand des verbliebenen Drittels konnte sie ihre Bilder lehnen. Sie betrachtete die fertigen Gemälde, die sie heute Morgen aufgereiht hatte, und beglückwünschte sich zu dem Ergebnis, bevor sie die Weinflasche öffnete und es sich mit ihrer Post in einem Rattansessel gemütlich machte.

Drei Werbebriefe warf sie ungeöffnet in den Papierkorb und stieß schließlich auf das Schreiben, auf das sie gewartet hatte. Es war ein dicker Umschlag von ihrer englischen Enkeltochter. Nachdem sie jahrelang täglich E-Mails ausgetauscht hatten, wunderte sie sich, dass Laura plötzlich etwas per Post versendete. Charlotte riss den Umschlag mit dem Daumnagel auf und entnahm ihm eine Akte mit der Aufschrift »Grünwaldsee«, die einen Stapel Fotokopien enthielt. Als sie sie auseinanderfaltete, bestand kein Zweifel, was sie da vor sich hatte: Dokumente mit Passfotos, offiziell abgestempelt mit dem Adler und dem Hakenkreuz des Dritten Reichs. Die Gesichter ihres Vaters, ihrer Mutter, ihrer Brüder Wilhelm und Paul, ihrer Schwester Greta und ihr eigenes, blutjung, blickten ihr entgegen, alle sechs Gefangene einer Vergangenheit, der Charlotte nie hatte entkommen können.

Liebe Oma,

noch nie ist es mir so schwergefallen, einen Brief zu schreiben. Bitte denke darüber nach und auch über die Dokumente und die Fragen, die sie aufwerfen. Tante Greta und mein Vater würden es sicher nicht tun.

Ich bin im Berliner Staatsarchiv darauf gestoßen, als ich für einen Dokumentarfilm recherchiert habe – das Thema spielt keine Rolle. Offenbar brauche ich nicht zu fragen, ob Ihr, Du und Tante Greta, Mitglieder der NSDAP wart, denn diese Papiere beweisen es. Ich würde gerne wissen, warum Du beigetreten bist, und auch mehr über Dein Leben in Grünwaldsee erfahren ...

Mit einem Schaudern beugte Charlotte sich wieder über die Fotokopien.

Wenn sie geahnt hätte, dass sie noch existierten, hätte sie ... was? Laura und Claus, was die Vergangenheit betraf, reinen Wein eingeschenkt? Sie mit Geheimnissen belastet, die sie noch immer verfolgten?

... Ich bitte Dich nicht um meinetwillen darum, sondern für die ganze Familie, insbesondere für Claus' ungeborenes Kind, das irgendwann Fragen stellen wird, so wie ich heute. Ganz gleich, wie sehr Vater und Tante Greta auch versuchen, sich vorzumachen, der Krieg und Hitler seien historische Ereignisse, die für die Nachgeborenen ohne Bedeutung sind, ich halte das einfach für falsch. Wir haben ein Recht darauf, die Wahrheit zu erfahren, und zwar aus erster Hand, statt, so wie ich, in einer staubigen Akte zufällig darüber zu stolpern.

Bitte, Oma, ich liebe Dich so sehr, und zu dieser Liebe gehört auch mein Respekt für Dich. Ich möchte, dass dieses Gefühl erhalten bleibt, und das geht nur, wenn ich Deine Seite der Geschichte kenne ...

Charlotte betrachtete die Gemälde, die ihr gerade noch solche Freude bereitet hatten. Konnte sie Laura die Wahrheit sagen und hoffen, dass ihre Enkelin Verständnis dafür aufbrachte? Vergebung zu erwarten, war wohl zu viel. Schließlich hatte sie es selbst sich nie verziehen, dass sie der NSDAP beigetreten war. Deshalb hatte sie die Vergangenheit ja auch nie hinter sich lassen können. Allerdings lagen Schuld, Verantwortung und Reue ganz allein bei ihr und gingen ihre Enkel nichts an. Es musste doch möglich sein, Laura das begreiflich zu machen.

Ich liebe Dich so sehr, und zu dieser Liebe gehört auch mein Respekt für Dich. Die Fotokopien noch auf dem Schoß, griff Charlotte zum Telefon und wählte Lauras Mobilfunknummer, ohne zuvor über den Zeitunterschied nachzudenken. Nach dem sechsten Läuten wurde abgenommen. »Laura, hast du Zeit zu reden?«

»Ja.« Die Stimme ihrer Enkelin klang schlaftrunken.

»Habe ich dich geweckt?«

»Nein ...«

»Bitte lüg mich nicht an, nicht einmal, wenn es um Kleinigkeiten geht. Ich habe deinen Brief bekommen. Bist du noch in Berlin?«

»Ja.«

»Ich komme in ein paar Tagen zu dir. Ich nehme den ersten Flug, den ich kriegen kann. Denn ich will nach Hause, nach Ostpreußen«, erklärte sie, während am anderen Ende der Leitung Schweigen herrschte. »Außerdem möchte ich, dass du mich begleitest. Aber ich hätte Verständnis dafür, wenn du ablehnst.«

»Wirst du mir erzählen ...«

»Alles«, fiel Charlotte ihr ins Wort. »Doch nicht am Telefon. Hast du Zeit mitzukommen?«

»Ja, natürlich.«

»Ich gebe dir Bescheid, wann ich in Berlin eintreffe. Bevor ich dich sehe, muss ich mit deinem Vater und mit Onkel Erich sprechen.«

»Richte meinen Eltern liebe Grüße von mir aus.«

»Wird gemacht. Ich werde allerdings nur einen Tag in England bleiben.«

»Oma ...« – ein kurzes Zögern entstand – »... danke.«

»Ich liebe dich.«

Charlotte legte auf und blätterte das Telefonbuch durch, bevor sie erneut eine Nummer wählte. Den Flug im Reisebüro zu buchen, erwies sich als einfacher als gedacht. Plötzlich wurde ihr klar, dass sie nur wenig Zeit hatte, zu packen, ihre Habe zu ordnen und sich zu überlegen, was sie Erich und Jeremy sagen wollte. Doch stattdessen blieb sie nur sitzen, verloren in der Vergangenheit, und starrte auf den See hinaus, ohne ihn wirklich wahrzunehmen.

»Oma, bist du oben?«

Charlotte riss sich aus ihren Träumen, versteckte die Fotokopien und Lauras Brief unter dem Sesselpolster und nahm sich zusammen. Claus besaß nämlich die unheimliche Fähigkeit, sie zu durchschauen.

»Hier bin ich, Claus«, rief sie, was eigentlich fröhlich hatte klingen sollen, sich aber eher zittrig anhörte. Sie zwang sich zu einem Lächeln und schob alle Gedanken an Lauras Brief in die Ecke ihres Verstandes, die den Dingen vorbehalten war, mit denen sie sich später befassen

wollte. Im Laufe der Jahre hatte diese Ecke sich mit schmerzlichen Erinnerungen und Problemen gefüllt. Hoffentlich würde die Zeit noch reichen, um sie alle abzarbeiten.

Als ihr Enkel die Stufen hinaufkam, ließ seine unbeholfene, trampelige Art sie um die Sicherheit ihrer Bilder fürchten.

»Ich habe das Auto gesehen ...« Er runzelte die Stirn, als er mit schweren Schritten näher kam. »Wein mitten am Tag? Hast du etwas zu feiern oder erträgst du deine Sorgen?«

»Ich feiere.«

»Du hast also keine Magengeschwüre?«

»Nur ganz kleine«, log sie in Übereinstimmung mit den Ausreden, hinter denen sie ihre Symptome getarnt hatte.

»Musst du operiert werden?« Charlotte schüttelte den Kopf. »Keine OP, nur eine widerliche Diät.«

»So widerlich kann sie nicht sein, wenn Wein erlaubt ist.«

»Du benimmst dich wie eine Glücke.«

»Ich rufe David an und frage ihn, ob du Wein trinken darfst«, drohte er.

»Heute ist der letzte Tag, an dem ich normal esse. Morgen fange ich mit der Diät an.«

»Wenn das so ist, kommst du am besten heute zum Abendessen. Carolyn kocht.«

»Um wie viel Uhr soll ich da sein?«

Er musterte sie argwöhnisch. Noch nie hatte sie eine Einladung so spontan angenommen. Normalerweise musste man sich zwei Wochen im Voraus anmelden, und auch dann waren ausgiebige Debatten und Terminkalendervergleiche nötig.

»Passt es dir um halb acht?«

»Prima.« Sie hielt ihr Glas hoch. »Möchtest du einen Schluck?«

»Dann würde ich den ganzen Nachmittag krumme Stuhlbeine schnitzen.«

»Arbeitest du immer noch an der Esszimmergarnitur?«

»Der Tisch hat mir Spaß gemacht, aber zwölf Stühle sind einfach sechs zu viel. Welcher vernünftige Mensch lädt den heutzutage noch zwölf Personen zu einem förmlichen Abendessen ein?«

»Jemand, der sich einen Partyservice und deine handgemachten Möbel leisten kann. In der Küche steht noch Kaffee.«

»Gibt es auch Bier?«

»Im Kühlschrank. Bedien dich.« Er kehrte mit der Dose, aber ohne Glas zurück.

Nachdem er die Dose geöffnet hatte, setzte er sich neben Charlotte und legte die langen Beine auf einen Tisch, auf dem sich Zeitschriften türmten. »Dieses Zimmer ist ein Traum. Ich fühle mich wie zu Hause. Hier habe ich keine Hemmungen, Unordnung zu machen, und die Aussicht ist wundervoll. Wir wohnen zu nah am See für so ein Panorama.«

»Wenn ihr möchtet, könnt ihr ja hier leben, während ich weg bin. Ich habe nämlich beschlossen, nach Ostpreußen zu reisen.«

»Polen«, verbesserte er sie.

»Für mich wird ein Teil davon immer Ostpreußen bleiben.«

»Wir begleiten dich, wenn Carolyns Baby da ist.«

»Der Flug ist schon gebucht. Morgen verlasse ich Boston.«

»Morgen? Aber wir wollten doch immer zusammen hin, und das ist ja schlecht möglich, jetzt, wo Carolyn im achten Monat ist.«

»Das wäre viel zu gefährlich, selbst falls die Fluggesellschaft sie noch mitnehmen würde.« Charlotte griff nach der Weinflasche und schenkte nach.

»Sagst du, was deine Magengeschwüre angeht, auch die Wahrheit?« Er betrachtete sie misstrauisch.

»Zweifelst du an den Worten deiner Großmutter?«

»Nur wenn es um ihre Gesundheit und die Kosten ihrer Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke geht.«

»All diese Untersuchungen haben mir vor Augen geführt, dass ich nicht ewig leben werde. Ich habe nicht vor, in nächster Zeit zu sterben, aber ich werde auch nicht jünger und nie mehr so kräftig sein wie heute. Deshalb möchte ich meine Heimat besuchen, ohne mich im Rollstuhl herumschieben zu lassen. Ich habe Laura angerufen. Sie begleitet mich.«

»Zwei Frauen allein in Polen. Hast du denn nicht gehört, was im ehemaligen Ostblock los ist? Und die staatliche Ordnung bricht

zusammen. Die Mafia ...«

»Das ist in Russland«, unterbrach sie ihn ungeduldig. »Außerdem weiß jeder, dass die Zeitungen übertreiben.«

»Dann mach wenigstens einen Zwischenstopp in Deutschland. Vielleicht könnten mein Vater oder mein Bruder mitkommen ...«

Als ihm die Tragweite seines Vorschlags klar wurde, erstarb seine Stimme.

»Muss ich dich daran erinnern, warum du Deutschland verlassen hast und zu mir gezogen bist?«

»Nun ja, vielleicht nicht mein Vater oder mein Bruder«, machte er einen Rückzieher. »Aber da wäre immer noch Onkel Jeremy.«

»Claus, ich mag alt sein, doch ich bin nicht senil. Meine beiden Söhne ziehen es vor, mich in fünftausend Kilometern Entfernung zu wissen, was mir ganz recht ist. Und deshalb möchte ich auch nicht, dass sich etwas daran ändert. Und von meinen vier Enkeln ist Erich zu spießig und Luke zu jung, um mich zu ertragen. Also bleiben nur du und Laura übrig. Und da du wegen Carolyns Schwangerschaft ausfällt, werden Laura und ich uns eben ohne männlichen Schutz durchschlagen müssen. Ich bin sicher, wir schaffen das.«

»Wie geht es Laura?«, fragte er.

»Gut«, erwiderte sie ausweichend.

»Ist sie glücklich?«

»Sie klang ganz vergnügt.«

»Kein Mann in Sicht?«

Charlotte schüttelte den Kopf. »Das Problem mit glücklich verheirateten Menschen ist, dass sie am liebsten die ganze Welt verkuppeln würden. Laura ist eine Karrierefrau.«

»Nur, bis sie den Richtigen kennenlernt.«

»Mag sein.«

Charlotte hätte Claus gegenüber nie zugegeben, dass ihr Lauras Single-Dasein ebenfalls zu schaffen machte, seit ihre Enkelin dreißig geworden war. Obwohl sie sehr stolz auf Lauras Dokumentarfilme war, die schon viele Preise gewonnen hatten, konnte sie sich des Gefühls nicht erwehren, dass ein Leben, das man ständig auf Reisen und in Hotelzimmern verbrachte, recht einsam sein musste.